

Rede

beim Auftritt des Prorektors

der

Königlich Bayerischen

Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen

am 4. November 1869 gehalten

von

Dr. Friedrich Albert Denker,
ordentlichem Professor der Medicin, d. B. Prorektor.

*[Am 2ten Junii 1870 von
Erlangen in Auftrag des Prorektors]*



Erlangen,

Druck der C. S. Kunstmann'schen Universitäts-Buchdruckerei.
1869.

Collegen! Commilitonen!

Hochgeehrte Versammlung!

Wiederum stehen wir am Beginn eines neuen Zeitabschnittes unserer Thätigkeit. Frohen Muthes treten wir in denselben ein, so oft im Kreislauf der Jahre der Tag wiederkehrt, welcher unsere Hochschule einst in den Kreis der deutschen Universitäten einfügte. Frohen Muthes — denn wahrlich, eine schöne, beglückende Aufgabe ist es, die uns, den Lehrern der deutschen Hochschulen zugewiesen ist, zu wirken an Instituten, die aus dem Geiste der Nation heraus entstanden, mit diesem Geiste fortentwickelt und so ganz mit ihm verwachsen sind; von allen Gebildeten hochgehalten als ächte Pflegestätten wissenschaftlichen Geistes, als Kleinodien des deutschen Volkes; von Allen, die ihnen angehören oder je angehörten, geliebt als die hehre Mutter alles Edlen und Großen, was in uns lebt!

Aber wie sie hoch und schön ist, diese Aufgabe, so ist sie auch ernst und verantwortungsvoll. Ist es doch an uns vor Allem, in diesen Instituten den Geist zu pflegen und zu erhalten, der sie der Liebe der Nation werth macht! Damit wir aber das können, ist ein Doppeltes nöthig, das Eine, daß wir rückwärtschauend auf das Werden und Wirken unserer Universitäten uns bewußt werden, was es ist, woraus der Segen ihres Wirkens entspringt, damit wir

durch allen Wechsel der Zeiten uns das zu erhalten streben, was wir als Keim alles Segens erkennen; — und dann das Andere, daß wir um uns und vorwärts blickend das Auge offen halten für alle neuen Anforderungen der Wissenschaft, sowie für die Bedürfnisse und den Geist unserer Zeit, damit wir nicht aufhören, das Neue, was wir als berechtigt erkannt, in uns aufzunehmen, das Veraltete, das dem Gedeihen Gefahr droht, auszuscheiden und so fortbildend jung zu erhalten, was in träger Erstarrung dem Untergang anheim fallen müßte. Darüber, daß solch stete Fortbildung zur Erhaltung unserer Universitäten als gesunder Glieder unseres Gemeinwesens nothwendig sei, kann ja in der That kein Zweifel bestehen. Auch sind die Räume unseres Hauses weit genug, um solchen inneren Ausbau zu gestatten. Und die uns in der Ausübung unseres Berufes gewährte Freiheit erlaubt uns selbst, vielerorts Hand anzulegen, erkannte Bedürfnisse zu befriedigen, in der Lehre in neue Bahnen einzulenken. Daß aber unsere Universitäten dieses Bewußtsein steter Reformbedürftigkeit in sich wach erhalten und danach handeln, das zeigt ein Blick auf die vielen und großen Umgestaltungen, welche die ganze Methode des Universitätsunterrichts in so vielen Zweigen des Wissens, der Entwicklung der Wissenschaft folgend, im Laufe der Zeit erfahren hat, Umgestaltungen, die doch zum größten Theil von den Universitätslehrern selbst theils angeregt, theils wirklich durchgeführt sind.

Damit wir aber mit rechter Freudigkeit in all unser Thun eintreten können, in diesen inneren Umbau und Ausbau sowohl, wie in die Erfüllung unserer täglichen Berufspflicht, ist doch vor Allem das Eine nothwendig, daß wir die Ueberzeugung in uns tragen, daß die Grundpfeiler unseres Gebäudes nicht verwittert und morsch, daß sie fest und fähig sind, es auch durch die kommenden Zeiten zu tragen, daß die Wurzeln des Baumes, den wir pflegen sollen, gesund sind, tauglich, den Zweigen die rechten Säfte zuzuführen. Könnten wir diese Ueberzeugung nicht festhalten, so träte es ja als höchste, ernsteste Pflicht an uns heran, selbst Hand anzulegen, um die morschen Pfeiler auszugraben und ein von Grund aus neues Gebäude zu errichten. Und es fehlt nicht an Stimmen, die dazu mahnen. Darum gilt es, jedes Bedenken, das uns gegen

die Güte und Festigkeit dieser Grundlagen entgegengehalten wird, zu beachten und ernst zu prüfen, damit unsere Ueberzeugung entweder gefestigt aus der Prüfung hervorgehe, oder besserer Erkenntniß weiche.

Als die Grundpfeiler aber, auf denen unser Universitätswesen ruht, erkennen wir vor Allem: Die harmonische Vereinigung von Lehre und Pflege der Wissenschaft; dann die enge Verknüpfung aller Wissenszweige zu einem gemeinsamen Ganzen, zur *universitas literarum*; endlich die Freiheit im Lehren, im Lernen. In ihnen ruhen vor Allem die Vorzüge unserer Universitäten vor den gleichen Zwecken dienenden Unterrichtsanstalten anderer Länder, so Frankreichs, Englands. Auf diesen Grundlagen auch das Unterrichtswesen jener Länder umzugestalten, mahnen wieder und wieder einsichtsvolle Stimmen des Auslands. Sie uns zu erhalten, weil wir sie als die rechten Grundlagen segensreichen Wirkens erkennen, sei daher unser ernstestes Trachten. Hören wir darum auf die Stimmen der Zeit und schauen zu, wo ihnen Gefahren drohen.

Und so lassen Sie mich heute besonders von jenem ersten Grundpfeiler sprechen, weil er uns soeben in einer vielgelesenen Schrift*), die von Deutschen Hochschulen Allerlei erörtert, was da ist und was da sein sollte, als gefährdet dargestellt wird, von der harmonischen Vereinigung von Forschung und Lehre der Wissenschaft. Sie ist es ja, die gewissermassen den Grundton aller unserer Thätigkeit ausmacht. Mit der Erhaltung oder Aufhebung dieser Harmonie müssen unsere Universitäten, als das was sie sind, stehen und fallen. Jede einseitige Bevorzugung der einen oder der anderen Seite muß deshalb als eine schwere Gefährdung für uns erscheinen. Und so verdient es unsere ernsteste Aufmerksamkeit, wenn von jener Seite gesagt wird, daß „unsere Zeit ganz dazu angethan sei, das bisherige gute Zusammengedeihn und Gleichgewichtsverhalten von Lehre und Forschung zu stören“, wenn gegen die von solcher Störung zu erwartenden Schäden als Heilmittel empfohlen wird

*) Von Deutschen Hochschulen Allerlei was da ist und was da sein sollte. Von einem Deutschen Professor. Berlin, G. Reimer, 1869.

„die entschiedene, bewußte und consequente Bevorzugung“ der einen Seite. Eine solche Lösung widerspricht, welches auch die zu bevorzugende Seite sein möge, unserer Auffassung von der unbedingten Nothwendigkeit der Erhaltung des Gleichgewichts. Und wenn auch ein Theil dieses Widerspruchs sich löst, wenn wir den zu Grunde liegenden Gedanken aus der paradoxen Form herauslösen, in der er uns vorgeführt wird, so werden doch auch praktische Konsequenzen daraus gezogen, die uns zeigen, daß der Widerspruch auch ein sachlicher ist. Und so mag es denn wohl gerechtfertigt erscheinen, auf diese so tief einschneidende Frage von dieser Stelle aus etwas näher einzugehen.

Worin liegt die Begründung, worin die Berechtigung jener Vereinigung von Forschung und Lehre? Wo liegen die Gefahren, die ihrer harmonischen Vereinigung drohen? Wo sind die Mittel zu suchen, um diese Gefahren zu beschwören?

Worin liegt die Begründung? Gehen wir historisch zurück auf die Motive, welche zur Gründung unserer Universitäten führten, oder fragen wir nach den Gründen, welche den heutigen Staat bestimmen, dieselben so wie sie sind zu erhalten, von beiden Seiten erhalten wir die Antwort, daß unsere Universitäten gegründet wurden und bestehen als Lehranstalten. Nicht das Gefühl der Verpflichtung, der wissenschaftlichen Forschung eine Stätte zu bereiten, hat sie hervorgerufen, sondern das Bedürfniß, Anstalten zu besitzen, geeignet zur Ausbreitung der Wissenschaft, zur Ueberlieferung derselben an die jüngere Generation. Und mit der Weiterbildung unseres Staatswesens ist dazu mehr und mehr die Aufgabe hinzugetreten, zu bestimmten Berufsarten, denen die höchsten Interessen des Gemeinwesens anvertraut sind, die geeigneten Kräfte heranzubilden. Aber diese letztere Aufgabe wurde von vorn herein mit der Tiefe deutschen Geistes erfaßt. Nicht das Anlernen einer gewissen Summe von Kenntnissen und Fertigkeiten, welche zu rein äußerlicher Erfüllung der Berufspflichten nothdürftig genügen mag, konnte das sein, was man erstrebte. Sondern die Ueberlieferung der Wissenschaft, aus deren Verständniß heraus die Thätigkeit auf jedweden Berufsgebiet als eine freie und durchdachte erwächst. Streng

wissenschaftliche Bildung zu erzielen und durch das Volk zu verbreiten, ist die Aufgabe dieser Anstalten. Schulen sollen es sein, aber Hochschulen, weil ihnen das Höchste zu lehren übertragen ist.

Um solches Ziel aber zu erreichen, rief und ruft man als Lehrer die Männer, die sich als die besten im Dienste der Wissenschaft bewährt, die durch eigene Arbeit das Gebiet ihrer Wissenschaft vertieft und erweitert haben. Denn darin allein ist die volle Gewähr zu finden, daß sie den Geist der Wissenschaft ganz erfaßt haben und darum auch befähigt sind, diesen Geist dem jüngeren Geschlecht zu überliefern. Und darauf ja eben kommt es an.

Indem man nun aber um des Lehrens willen die Forscher beruft, Forscher auf den verschiedensten Gebieten menschlichen Wissens, entsteht von selbst eine Werkstatt emsigen geistigen Schaffens. Denn das Bedürfnis wissenschaftlichen Schaffens ist den Männern, die in der Wissenschaft leben und weben, tief eingegraben und regt sie wieder und wieder zu neuer Thätigkeit an. So fällt dem Staat, indem er darauf ausgeht, Lehranstalten der Wissenschaft zu schaffen und indem er diese Aufgabe in rechtem und hohem Sinne erfaßt, ein Anderes ungesucht von selbst zu, das selbständig hervorzurufen nicht in seiner Pflicht und nicht in seiner Macht liegt, die Gründung von Stätten allseitiger wissenschaftlicher Forschung.

Ich sage, es liegt nicht in der Pflicht des Staates. Denn man kann an den Staat keine Anforderungen stellen, die außerhalb seines Machtkreises liegen. Wissenschaftliche Forschung aber ist eine freieste geistige That, die nie und nirgends erzwungen, von Niemand gefordert werden kann. Und der Staat kann seine Diener nur anstellen zu Zwecken, deren Erfüllung er von ihnen fordern kann. Man mißverstehe das nicht! Wohl kann der Staat — und es ehrt und schmückt ihn, wenn er es thut — gar vielfach wissenschaftliche Arbeit anregen, fördern, durch materielle Mittel, wo es deren bedarf, unterstützen, wie er ja alle edlen Regungen und Strebungen zu pflegen berufen ist. Aber er kann eben nur anregen, ohne Garantie des Erfolgs, er kann nur fördern und unterstützen, wo die freie geistige Arbeit ihm entgegentritt. Darum wird aber

solche Förderung immer nur eine einseitige, bald nach dieser, bald nach jener Seite gerichtete sein. Stätten einer alle Gebiete der Wissenschaft umfassenden Forschung zu schaffen, kann nicht das direkte Objekt seines Willens sein. Um so erfreulicher, daß er es indirekt annähernd erreicht, indem er zahlreiche Anstalten für einen möglichst allseitigen wissenschaftlichen Unterricht schafft und durch die rechte Wahl der Lehrer neben dem geforderten Unterricht die wissenschaftliche Forschung als freie That gewinnt.

So sind Unterricht und Forschung an unseren Universitäten nicht nur künstlich lose zusammengesetzte Thätigkeiten; sie sind vielmehr innig mit einander verwachsen und gegenseitig fördert die eine die andere. Denn der Unterricht im höchsten Sinne kann eben nur von dem geboten werden, der sein Wissensgebiet selbst forschend durchwandernd sich ganz zu eigen gemacht hat. Das wärmere Interesse an dem Feld, aus dem man selbst Früchte hervorgehört hat, erwärmt und belebt den Vortrag. Die Liebe überträgt sich von den Lehrenden auf den Lernenden. Und indem wir ihn Theil nehmen lassen an dem Gange unserer Forschung, ihn die Freude mit kosten lassen, die jeder Gewinn neuer wissenschaftlicher Erkenntniß mit sich bringt, erwecken wir in ihm den Trieb zu eigener wissenschaftlicher Arbeit. Und darin liegt der Keim zu jener höheren Auffassung der Aufgabe eines jeden gelehrten Berufs, nach welcher alles Thun das Produkt wissenschaftlicher Erkenntniß sein soll.

Und umgekehrt zieht die Forschung Anregung und Förderung aus dem Unterricht. Denn indem wir das Gebiet unserer Wissenschaft im Zusammenhang wieder und wieder vorführen, treten uns die Lücken des heutigen Wissens lebhafter vor Augen und mahnen uns an deren Ausfüllung. Und genöthigt, um des Lehrens willen unser Auge für das ganze Gebiet unserer Wissenschaft immer offen zu halten, die Beziehungen mit den Nachbargebieten zu beachten, bewahren wir uns vor der Einseitigkeit, welcher der leicht verfallt, der, nur dem Forschen ergeben, sein Auge nur auf die Punkte gerichtet hält, auf welche ihn der Gang seiner speciellen Forschung hinlenkt.

Um den Segen solch' gegenseitiger Förderung zu erhalten, ist es deshalb

unerläßlich, eben das Gleichgewicht zwischen beiden Seiten der Thätigkeit zu bewahren. Wie es auf der einen Seite dem akademischen Lehrer obliegt, nicht durch die Liebe zur Forschung verleitet die ihm zunächst zugewiesene Pflicht des Lehrens als ein Nebensächliches zu behandeln, so ist es auf der andern Seite eine thörichte Zumuthung, von ihm ein Maß von Lehrthätigkeit zu verlangen, welches Zeit und Kraft für die Forschung nicht übrig läßt.

Wo aber liegen die Gefahren, welche in unseren Tagen dieser harmonischen Verknüpfung von Unterricht und Forschung drohen sollen, nachdem sie Jahrhunderte lang die Grundlage der segensreichen Wirksamkeit unserer Hochschulen gewesen ist? Wir könnten sie nur in zweierlei suchen. Entweder in unserem eigenen Thun, wenn die Universitäten, uneingedenk des Segens jener Harmonie, ihre Thätigkeit einseitig der einen Seite zuwendeten und dadurch die Erreichung der ihnen vorgesteckten Ziele selbst vereitelten. Oder darin, daß die leitenden Staatsgewalten, das Wesen und den Werth unserer Universitäten verkennend, ihnen das einseitige Thun auferlegten.

Nöthigt uns nun eine gewissenhafte Selbstprüfung zu jenem Geständniß? Oder legt uns eine unbefangene Betrachtung der Strebungen in den maßgebenden Kreisen unseres Staatswesens diese Gefahr nahe? Prüfen wir Beides!

Blicken wir auf den Geist, der allwärts auf den Deutschen Universitäten lebt und aus dem heraus sie wirken, so dürfen wir wohl sagen: Wir finden das Bewußtsein jener doppelten und doch einheitlichen Aufgabe lebendig und ihr gerecht zu werden, sehen wir überall ein reges und nicht erfolgloses Streben. Oder wo wäre die Deutsche Universität, und wäre sie die kleinste, die nicht eine Stätte reger wissenschaftlicher Forschung wäre? Geht nicht bei weitem der größte Theil Deutscher wissenschaftlicher Arbeit eben von den Universitäten aus? Und wenn es gilt, eine neue Lehrkraft an uns heranzuziehen, fragen wir nicht stets zunächst danach, ob der Mann, den wir in's Auge fassen, seine Befähigung zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit bewährt habe? Wie groß ist die Zahl der Lehrer an unseren Hochschulen, die nicht auch an der Erweiterung ihres Lehrgebiets thätigen Antheil genommen hätten?

Und auf der anderen Seite. Wo ist die Deutsche Hochschule, wo die Lehre von der Forschung überwuchert und erstickt wäre? wo der lernbegierige Süngling nicht die Lehre fände, die er sucht, die Lehre im besten Sinne des Wortes, die Lehre, von der Forschung befruchtet und geschmückt, die Lehre, die durch die wissenschaftliche Erkenntniß zum rechten praktischen Handeln führt? Und wenn wirklich, wie es ja unzweifelhaft da und dort der Fall ist, die Thätigkeit eines Universitätslehrers sich zu einseitig der einen Richtung zuwendet, so bringt dies dem Geist des Ganzen nicht leicht Gefahr, weil die Organisation unserer Universitäten die Ergänzung des Einseitigen durch absichtliches Heranziehen oder freiwillige Zugesehung anderer Kräfte nicht nur ermöglicht, sondern hervorrufft. — In dem an unseren Universitäten noch heute herrschenden Geiste können wir die Gefahr, daß das Gleichgewicht zwischen Forschung und Unterricht verloren gehe, nicht erkennen.

Treiben nun aber die staatlichen Bewegungen unserer Tage uns diesem Ziele zu? Man sagt uns: Ja! „Denn die Theilung der Arbeit schreite mehr und mehr vor. Die Wissenschaft sei wissenschaftlicher, die Praxis praktischer geworden. Das Lehren aber sei eine durchaus praktische Kunst, von der wir bei möglichst kleinem Aufwand möglichst großen Erfolg forderten. Indem man aber die Examenforderungen als Maßstab des Erfolges hinstelle, treibe man nach der Gefahr hin, die Universitäten zu bloßen Unterrichtsanstalten, des wissenschaftlichen Gehaltes haar, herabzudrücken. Wohl seien solche Anschauungen jetzt in den leitenden Kreisen nicht die herrschenden; aber die Zeichen der Zeit wiesen darauf hin, daß sie mehr und mehr nach Geltung ringen würden. Und dann sei die Gefahr, daß sie einen maßgebenden Einfluß auf die Gestaltung unserer Universitäten gewinnen würden, um so größer, da vorauszusehen sei, daß die Universitäten bald aus den Händen der Einzelstaaten in die Bundesverwaltung übergehen würden, so daß Ein Wille Einfluß gewänne auf alle Deutschen Hochschulen.“

Sehen wir diese Gefahren, die wohl geeignet wären, unseren Blick in die Zukunft zu trüben, wenn sie uns näher träten, genauer an! Und verweilen wir zunächst bei der letztgenannten Frage, die uns zwar hier, wie die Sachen

heute noch liegen, nicht unmittelbar berührt, die uns aber bei der Gemeinsamkeit der Interessen aller Deutschen Universitäten nicht gleichgültig lassen kann. Weist wirklich das Bedürfnis des Gemeinwesens oder eine innere Nothwendigkeit des Entwicklungsganges auf eine Centralisation der Leitung der Universitäten hin? Wir meinen nicht. Unsere Universitäten haben sich, trotz dererspaltigkeit des Deutschen Staatswesens, ihren inneren Entwicklungsgesetzen folgend, in den verschiedensten Gauen des Vaterlandes in so gleichmäßiger Weise entwickelt, daß das Bedürfnis, ihnen durch einen äußeren Zwang den einheitlichen Charakter aufzuprägen, der für das Gedeihen des Ganzen erforderlich ist, gewiß nicht vorliegt. Und bei dem lebendigen Bewußtsein der gemeinsamen Interessen ist auch heute das Streben der einzelnen Universitäten viel mehr auf Erhaltung und weitere Ausbildung dieser Gleichartigkeit gerichtet, als auf eigensinnige Pflege trennender Besonderheiten. So fügen sich die Universitäten, die in den Zeiten der Zerrissenheit des Deutschen Vaterlandes mehr als irgend welche andere Institutionen ein Bild der Zusammengehörigkeit aller Deutschen Stämme darboten, willig ein in das gemeinsame Staatswesen.

Wenn darum kein dringliches Staatsinteresse die Centralisation fordert, so wird dieselbe andererseits durch das Interesse der Nation an der gedeihlichen Entwicklung der Universitäten auf das Entschiedenste widerrathen. Denn diese gedeihliche Entwicklung wurzelt ganz wesentlich in der Selbständigkeit und Freiheit ihrer Bewegung; darin, daß ihr eigenes Wohl zum wesentlichsten Antheil in ihre eigene Hand gelegt ist. In dem dadurch uns aufgelegten Gefühl der eigenen Verantwortlichkeit wurzelt der Trieb und die Lust, die höchste Kraft einzusetzen, um das höchste Ziel zu erreichen. Daraus entspringt der edle Wettstreit aller Schwesteranstalten, welcher den Eifer nie erlahmen läßt. Solchen Wettstreit zu pflegen, nicht ihn zu hemmen, heißt das Interesse der Nation. Stehen wir darum ein für die Erhaltung jener Selbständigkeit in der Wahrung unserer eigenen Interessen, welche bisher dem Gedeihen unserer Hochschulen so förderlich gewesen! Aber sorgen wir dafür, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und der Nothwendigkeit jener steten Wechselwirkung zwi-

schen den Universitäten zu erhalten, durch welche dieselben zu Gliedern eines großen Gesamtorganismus werden, Glieder mit selbständigem Leben, aber von einem Geiste durchdrungen. Dann ist für das Wohl des Ganzen, wie des Einzelnen besser gesorgt, als durch eine straff zusammenfassende Centralisation!

Aber wie sich auch in näherer oder fernerer Zukunft die Leitung unseres Universitätswesens gestalten möge, wir fürchten nicht, daß eine so niedrige Auffassung der Aufgabe unserer Universitäten, wie die oben geschilderte, welche ihnen kein höheres Ziel setzt, als bescheidenen Examenforderungen zu genügen, in den leitenden Kreisen die Oberhand gewinnen könne. Hieße es doch, uns selbst aufgeben, wollten wir nicht an der Zuversicht festhalten, daß unsere staatlichen Institutionen sich dem Geiste der Nation gemäß weiter entwickeln werden? Und hieße es nicht, den Geist der Nation verläugnen, wollte man Anstalten, denen das Volk in Bezug auf seine geistige Entwicklung so Großes verdankt, auf ein so niederes Maß gewerbsmäßiger Thätigkeit herabdrücken, — könnte man verkennen, daß es gerade die tiefe wissenschaftliche Auffassung der Lehre war und ist, von welcher die segensreichen Wirkungen auf alle Kreise geistigen Lebens ausgehen? Sollte man bei uns das vergessen, während selbst die anerkennende Stimme des Auslandes uns laut daran mahnt. „Die deutschen Universitäten, hören wir soeben eine Stimme aus Frankreich *) rufen, sind es, welche, nach einer aufmerksamen Prüfung aller analogen Institutionen Europas, für jeden nicht voreingenommenen Geist am besten dem entsprechen, was man vom höheren Unterricht verlangen muß, welche glücklicher als alle anderen das praktische und ideale Interesse, den tiefen Charakter der Specialität und das erhabene Prinzip der reinen Wissenschaft vereinigen.“ So halten wir denn fest an dem Vertrauen, daß die tiefwurzelnde Erkenntniß von dem Gute, das wir besitzen, den Sieg behalten werde über kurzfristige und engherzige Bestrebungen, welche das Gleichgewicht zwischen Forschung und Lehre beeinträchtigen müßten.

*) K. Hillebrand, de la réforme de l'enseignement supérieur. Paris, Germer Baillière. 1868. pag. 21.

Aber wenn wir auch die Befürchtung, daß diesem Gleichgewicht Gefahr drohe, nicht theilen, sehen wir doch die Mittel an, welche uns empfohlen werden, um solche Gefährdung des wissenschaftlichen Geistes unserer Universitäten zu beschwören! Um der Gefahr des Ueberwucherns der Lehre über die Forschung zu begegnen, sagt man uns, sei zu fordern „die entschiedene bewußte und consequente Bevorzugung des Forschungszwecks“. Wenn diese Forderung dahin erläutert wird, daß sie „nicht im Interesse der Forschung und Wissenschaft, sondern im Interesse der Universitäten selber, als unserer höchsten Lehr- und Unterrichtsanstalten“ gestellt werde, so scheint nur das damit gemeint zu sein, was auch wir als eine hochberechtigte Forderung hinstellen, daß die Forschungstüchtigkeit als eine unerläßliche Vorbedingung für die Befähigung zum höchsten Lehramt anerkannt werde. Aber wenn schon jene Fassung dieser berechtigten Forderung gefährlichen Mißverständnissen Thür und Thor öffnet, so stehen wir nicht nur vor dem Schein des Paradoxen, sondern in der That vor einem schreienden Paradoxon, wenn die Forderung noch ausdrücklich dahin formulirt wird, „daß im Interesse der Lehr- und Schulzwecke selber das Lehren als die untergeordnete, und daß wissenschaftliche Forschung als die Hauptaufgabe des akademischen Dozenten anerkannt werde“. Daß der Staat, der an seine Lehranstalten Lehrer ruft, diesen eben das Lehramt als ihre Hauptaufgabe zuweist, ist denn doch jeder Erörterung entrückt. Und daß „die Lehre (d. h. die Lehre in dem umfassenden Sinne, wie sie Pflicht des Universitätslehrers ist) die unausbleibliche Folge der Forschung sei“, daß sie bei dieser gewissermaßen als ein Nebenprodukt gewonnen werde, ist doch so wenig wahr, daß wir vielmehr sagen müssen, der Forscher müsse sich von seiner doch immer nur auf wenige Punkte gerichteten Thätigkeit losreißen, um der Aufgabe seines Lehramts gerecht zu werden. Nichts scheint mehr geeignet, die Gefahr, die wir sonst ferne glauben, die Gefahr, daß die Leiter des Staats den hohen Werth der innigen Verknüpfung von Lehre und Forschung verkennen und zu einseitiger Bevorzugung des Lehrzwecks hindrängen könnten, herauszubeschwören, als wenn wir durch Einkleidung unserer berechtigten Forderung in so para-

dores Gewand das Mißverständniß hervorrufen, daß wir die hohe Bedeutung unseres Lehramts verkennend, dasselbe nur als Nebensache betrachten. Denn berechtigt wäre doch die Folgerung, daß wir das, was wir nur als „untergeordnete“ Aufgabe anerkennen, auch nur mit untergeordnetem Eifer betreiben würden.

Nein, nicht in der bewußten Bevorzugung des Forschungszwecks können wir ein Heil sehen gegenüber der zu einseitigen Hervorkehrung der Lehre, sondern nur darin, daß wir das Bewußtsein der inneren Nothwendigkeit inniger Verknüpfung beider wach erhalten, daß wir zeigen, daß die Lehre, die wir als die Hauptaufgabe unserer Universitäten offen anerkennen, nur gedeihen kann in Verknüpfung mit der Forschung.

Und wenn wir so die Bevorzugung des Forschungszweckes im Princip nicht gut heißen können, so können wir auch in den Maßnahmen, die uns als praktische Consequenzen des Principis und als Mittel zur Erhaltung der Universitäten, gegenüber drohenden Gefahren, von jener Seite vorgeschlagen werden, nur die bedenklichste Gefährdung unserer wahren Interessen erkennen. Es wird uns gesagt: An allen Universitäten allen Anforderungen der Wissenschaft und Lehre Genüge zu thun, reichen die uns gebotenen Mittel nicht mehr aus. Es gelte darum, die Mittel richtiger zu vertheilen, an der einen Stelle zu sparen, um an anderer Stelle um so Vollständigeres leisten zu können. Nun sei aber die Aufhebung der kleinen Universitäten im Interesse des gesammten Universitätsorganismus ebenso zu verwerfen, wie die Aufhebung einzelner Facultäten an denselben. Dagegen seien, wenn man den Forschungszweck in den Vordergrund stelle, Lücken in den einzelnen Facultäten viel eher zu ertragen. Man solle nur die Unvollständigkeit systematisch ordnen, jeder Universität nur einzelne Sammlungen und Institute zuweisen und auch bei der Besetzung der Lehrfächer mit Bewußtsein auf die Vollständigkeit verzichten. Daß damit die Universität unfähig gemacht werde, nach allen Seiten die Lehre zu ertheilen, die man jetzt von ihr verlangt, wird zugegeben. Aber dies sei kein Schaden für das Ganze, weil der Unterricht, der an der einen Universität fehle, an der

anderen geboten werde. Heißt es denn aber nicht, das ganze innere Getriebe unseres Universitätswesens verkennen, wollte man sich verhehlen, daß jede solche Schädigung des Lehrzwecks einer Facultät den Keim des Verderbens in dieselbe hineinbringen muß? daß das so zum Hinsiechen verurtheilte Glied dem Ganzen nicht mehr zum Nutzen gereichen kann? Oder ist daran zu denken, daß mit dem Sinken der Lehrthätigkeit die Forschung um so mehr aufblühen werde? Nein jeder Versuch, mit Hintansetzung des Lehrzwecks das Leben unserer Universitäten zu erhalten, wenn ihnen Gefahren drohen, muß an dem inneren Widerspruch solchen Versuches scheitern.

Wohl ist es wahr, daß die kleineren Universitäten bei beschränkten Mitteln sich bescheiden müssen, nicht nach jeder Richtung das Höchste leisten zu können, nicht den höchsten Grad von Vollständigkeit an Lehrern und Lehrmitteln zu bieten. Bedenken wir jedoch, daß solche Vollständigkeit im strengen Sinne überhaupt nur ein unerreichbares Ideal ist! Darauf aber kommt es an, daß das Lehrgebäude der Haupt-Wissenszweige als ein Ganzes erscheine, nicht als ein zusammenhangsloses Stückwerk. Solchen Grad von Vollständigkeit sich bewahren muß jede Universität, wenn sie sich lebensfähig erhalten will. Innerhalb dieser Grenzen mag dann immerhin der innere Ausbau ein mehr oder weniger ins Einzelne gehender sein, je nach dem Maß der gewährten Mittel. Wenn es aber hierin dann die kleineren Universitäten den größeren nicht gleich thun können, so darf wohl daran erinnert werden, daß sie in anderer Richtung die Idee der Universitäten gerade vollkommener zur Geltung bringen können, als die größeren. Liegt doch ein Doppeltes in Begriff und Namen der Universitäten, das Eine: die möglichst vollständige Vertretung aller Wissenszweige, das Andere: die innige Verknüpfung der vertretenen Zweige zu einem gemeinsamen Ganzen. Diese innige Verknüpfung aber ist es, welche an den kleineren Universitäten durch die näheren Berührungen aller Glieder viel mehr zur Geltung kommt, als da, wo durch die Größe der Verhältnisse der Zusammenhang gelockert wird. Und wie denn auch nach anderen Seiten hin die kleineren Universitäten gar manche Vortheile vor den größeren gewähren, dürfen wir auch

heute noch Savigny's Wort gelten lassen, daß nur in dem Gegensatze beider Arten der Werth und Charakter unserer Universitäten überhaupt vollständig erkannt werden könne. Darum ist die Erhaltung der kleinen Universitäten als das, was sie sind, als Stätten, die nach allen Hauptrichtungen die Lehre in ächt wissenschaftlichem Sinne ertheilen, von hohem Werth. In der willkürlichen Verschiebung ihres Zwecks, wie sie jener Vorschlag verlangt, können wir nur die Gefährdung ihrer Existenz erkennen.

So halten wir fest an der Ueberzeugung, daß der Organismus unserer Universitäten ein innerlich gesunder ist, daß es nicht gilt, ihrem Leben neue Bahnen vorzuzeichnen. Wandern wir denn auch in diesem neuen Abschnitt auf den bewährten und als die rechten weithin anerkannten Bahnen fort. Aber wahrlich nicht in stolzer Selbstgenügsamkeit! Nein, je mehr wir überzeugt sind, daß unsere Institutionen die rechten sind, weil sie der freien Kraftentwicklung nach allen Seiten hin Raum lassen, von welcher Höheres zu erwarten ist, als von ängstlich die Bahnen vorzeichnendem Zwang, um so lebhafter tritt vor unsere Seele das Gefühl der Verantwortlichkeit unserer hohen Aufgabe gegenüber, das Bewußtsein, daß unser Thun, daß der rechte Gebrauch unserer Freiheit es ist, von dem zum wesentlichsten Antheil die Entfaltung des Segens abhängt, den unsere Universitäten zu spenden befähigt sind.

Und diese Mahnung ergeht, wie an uns, die Lehrenden, so auch an Sie, meine Herrn Commilitonen! Auch Sie tragen mit uns diese Verantwortlichkeit. An Ihnen ist es, zu zeigen, daß die Freiheit in der Benutzung dessen, was Ihnen geboten wird, Ihren Eifer nicht lähmt, sondern erweckt und veredelt, daß die freie Entfaltung froher Jugendlust nicht ein schmarozendes Gewächs ist, das das gesunde Leben des Baumes erstickt, sondern die Blüthe, die, indem sie den Baum schmückt, schon die Frucht in ihrem Schooße birgt.

Möge denn der hohe Baum der Deutschen Universitäten, an dem wir ein Zweig sind, noch lange fortgrünen und blühen und Früchte tragen zur Ehre Deutscher Wissenschaft, zum Heile des Deutschen Volks!